

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 146. Bromberg, den 29. Juni 1932.

Das goldene Netz

Roman von E. Phillips Oppenheim.

(Schluß.)

Kapitel XXI

Ende gut, alles gut

Es gab einen einzigen Menschen in London, der wußte, wo Deane sich aufhielt, und von ihm kam keine Nachricht. Deane selbst erschienen die langen Stunden unwirklich, die er in der Einsamkeit verbrachte, an der Meeresküste spazierengehend — eine einsame Gestalt in der großen, grauen Ebene. Einmal herrschte ein Regensturm, aber meist war der Tag still und farblos. Deane selbst, nach diesen langen Stunden im überfüllten Gerichtssaal, den Zusammenkünften mit seinen Direktoren, seiner selbst auferlegten Maske von Ruhe und Vertrauen, erschien diese vollkommene Einsamkeit wie eine Erlösung. Es war gerade die Jahreszeit, wo die Natur zu schlafen schien. Es war zu früh für einen Frühjahrsgedanken, die Herbststürme lagen weit zurück. Eine gewisse Ruhe schien in der Natur zu herrschen, als wenn Meer und Land vom langen Kampf mit dem Winter erschöpft wären.

Gegen den Nachmittag zu kam einige Minuten Sonne. Deane saß auf einer Holzstange, über ihm sang eine Lerche ein wenig schüchtern und gab damit der grauen Welt einen Schein von Wirklichkeit. Deane sah auf den Turm, der da am Ufer stand, und pries den Zufall, der ihn veranlaßt hatte, ihn zu kaufen. Er blickte landeinwärts zu dem kleinen Dorf mit seinen roten Ziegeldächern, zu dem verlassenen Kai, von dem alle Fischerboote weggezogen worden waren. Als er so hinsah, bemerkte er, daß jemand vom Dorf den Pfad entlangkam und sich langsam näherte. Sein Herz klopfte. War es endlich ein Bote, der ihm sein Schicksal verkündete? Näher und näher kam die Gestalt, nahe genug, damit Deane die äußeren Umrisse erkennen konnte. Er sprang auf, hielt den Atem an. Dies war kein Bote, der aus dem Dorfe kam. Es war ein Mädchen in einem langen grauen Mantel und einem Hut, den sie in der Hand hielt, als ob sie die frische, salzige Luft spüren wollte. Deane sah, wie das braune Haar ihr Gesicht umspielte. Er erkannte ihre Kopfhaltung, ihren entschlossenen, aber graziösen Gang, die schlanke, schwebende Gestalt. Er wußte plötzlich, wer da kam, und es schien ihm, daß er von diesem Augenblick an auch noch etwas anderes wußte! Er verstand Dinge, die ihm vorher ein Geheimnis gewesen waren. Sein Herz klopfte wie Musik, die Lerche über ihm sang ihm ein Lied von Leben, Liebe und Leidenschaft! Er stand auf und ging ihr entgegen. Sie blieb stehen und schwankte einen Augenblick. Er eilte zu ihr.

„Winifred!“ rief er aus.

Sie streckte ihm die Hände entgegen. Ihre Augenbrauen waren in die Höhe gezogen, ihr Mund zuckte, ihre Augen suchten die seinen. „Es ist also wahr!“ rief sie aus. „Sie sind wirklich hier!“

„Ich bin wirklich hier!“ antwortete er, „und auch Sie sind es wirklich! Alles andere ist gleichgültig — und doch möchte ich wissen, wieso Sie als einzige auf der ganzen Welt mein Versteck entdeckt haben?“

Sie lachte und schien gar nicht zu bemerken, daß er noch ihre Hände in den seinen hielt. „Ich bin krank gewesen“, sagte sie. „Ich bin hergekommen, um auszuruhen. Gestern abend hörte ich im Dorfe, daß Sie angekommen sind, allein. Ich wußte also,“ fuhr sie sanft fort, „was geschehen sei. Ich fühlte, daß ich kommen müsse, und wäre es nur für wenige Augenblicke.“

„Das war sehr lieb von Ihnen“, sagte er. Dann standen sie schweigend nebeneinander in einer von Leidenschaft erfüllten Atmosphäre. Warum hatte sie sich bemüht, zu ihm zu kommen, fragte er sich, jetzt, wo sein Reichtum wahrscheinlich geschwunden war, sie, die ihn zu ihrem kaltblütigen Vertrag verhalten hatte, die ihn durch einen so gemeinen Handel, wie ihn nie ein weibliches Wesen erfunden, an sich gebunden hatte?

„Ich freue mich, Sie zu sehen,“ sagte er, „und weiß doch den Grund davon nicht. Sie haben nicht gezögert, mich wortlos zu verlassen, sobald Sie sahen, daß alles in die Brüche gehen würde.“

Sie trat etwas zurück und sah ihn an, als ob sie nicht recht verstand. „Als ich das Pfand verloren hatte, durch das ich Sie hielt,“ sagte sie, „konnte ich kaum annehmen, daß Sie fortfahren würden, dafür zu bezahlen. Ich habe seither über alles nachgedacht und all die Schmach empfunden, die eine Frau fühlen kann. Es war hassenswert und abscheulich, was ich getan habe, aber mein Leben war hassenswert und abscheulich seit meiner Kindheit, und ich sehnte mich, ja, ich sehnte mich“, fügte sie leidenschaftlich hinzu, „nach etwas anderem.“

„Sie verschwanden also,“ sagte er langsam, „weil Sie sich einbildeten, daß ich, sobald Sie Ihre Gewalt über mich verloren hatten, nur zu froh sein würde, mich von unserer Verlobung zu befreien?“

„Natürlich,“ antwortete sie und errötete, „darüber war kein Zweifel. Aber seither habe ich eingesehen, welch großen Irrtum ich begangen hatte. Wenn es anders gekommen wäre“, fuhr sie fort, „hätte ich nie gewagt, zu Ihnen zu kommen und es Ihnen zu sagen und Ihre Vergebung zu erbitten. Aber so, wie die Lage ist,“ fügte sie hinzu, „können Sie mich nicht länger mißverstehen, nicht wahr?“

„Ich gebe es zu“, sagte er.

„Ich wollte zu Ihnen kommen und Ihnen sagen, daß es mir leid tut,“ fuhr sie sanft fort, „und ich wollte Sie auch daran erinnern, daß Sie noch jung sind und daß der Verlust des Vermögens nicht das Schrecklichste auf der Welt ist. Ich hörte gestern, daß Sie auf Salthouse Neck in der Nähe des Flugsandes waren. Wissen Sie, mit der Winterflut ist es nie sicher dort. Das Leben ist nicht etwas, womit man spielen soll. Es mag Ihnen im Augenblick fürchterlich erscheinen, Ihr großes Vermögen verloren zu haben, wieder ein armer Mann zu sein. Diese Dinge zählen aber nicht viel gegen die Gaben des Lebens. Ich weiß, es klingt wie Unsinn, mich so reden zu hören, aber sie klatschten über Sie im Dorf. Ein Mann sagte, er wäre gar nicht erstaunt zu

Vorsichtig wurde er in das nicht ferne Dorf getragen, wo der weiße Jäger die Wunden auswusch und verband. Unglaublich schnell erholte sich der Mann, nach wenigen Wochen lief er wieder frisch und munter herum, durchaus bereit, sich an neuen Jagdzügen zu beteiligen. Sein Kampf mit dem Leoparden, der jedem Weißen wohl das Leben gekostet hätte, hatte auf den Schwarzen offenbar weiter keinen Eindruck gemacht.

Da du nun blühst . . .

Da du nun blühst, mein Land, ist alles leicht!
Von deines Krönungsmantels zarter Hülle
Ward uns der königliche Saum gereicht:
Da du verschwendest, haben wir die Fülle!
Du bist so vielgestalt' bewußt und kühn!
Nun, da du blühst, mein Land, muß alles blühn!

Ich will an deines Festes Straßen stehn,
Will vor dir schreiten als dein Wegbereiter!
Um deinen Leib lichtgrüne Schleier wehn!
Wie bist du jung, mein Land, wie sorglos heiter!
Ich bin erfüllt von deinem Jugendschein:
Nun, da du glücklich bist, — muß ich es sein!

Karl von Berlepsch.

Auf der Brücke.

Ein Großstadterlebnis.

Da heißt es nun immer, die Menschen hätten keine Zeit! Die Menge nämlich, die sich hier am Brückengeländer staut, besteht nicht nur aus solchen, die erzwungenermaßen Zeit haben: natürlich sind viel Arbeitslose darunter; aber es gibt auch eifrige Herren dabei mit Aktentaschen unterm Arm, denen die Geschäftsunrast abzuspüren ist, und Hausfrauen, die um diese Vormittagsstunde eigentlich sich beeilen müßten, nach Hause zu kommen. Wenn man etwas länger beobachtet, sieht man, wie einer den anderen ablöst. Kaum ist ein Platz frei geworden, drängen die Hintenstehenden nach. Und man sollte es nicht für möglich halten: so geht es den ganzen Tag. Und dabei herrscht hier an der Brücke erheblicher Verkehr. Aber es hat noch kein Schupo eingegriffen. So wohlerzogen sind die Leute ja auch, daß sie nicht die Brücke selbst belagern, sie halten sich dicht an der Ecke, wo das Ufergeländer an die Brücke rührt.

Das Ereignis, dem die Neugierde gilt, begibt sich unten. Ein schlechthin unzugängliches Ereignis! Erstens, weil der Platz höchstens von ganz geübten Kletterern erreicht werden könnte. Zweitens — und das hängt wieder eng mit dem ersten Grunde zusammen — weil das Ereignis sich in einem anderen Reiche als dem uns Menschenkindern zugänglichen abspielt. Und womöglich ist gerade dies die Ursache dafür, daß die Neugier sich so hartnäckig erhält. Ist es Neugier? Nennen wir es lieber Teilnahme! Bei den Leuten jedenfalls, die nicht nur zufällig einmal vorüberkommen, sondern die hier an der Uferzeile und in den angrenzenden Straßen wohnen, ist es wirkliche, echte, menschliche Teilnahme. Wird das Ereignis doch sogar in den Geschäften besprochen! Die Leute machen einander darauf aufmerksam. Und am vierten Tage merkt man sogar, daß sie ein bißchen traurig sind, wenn sie davon sprechen. Ja, es ist bestimmt anderes als Neugier, was aus Hunderten von Menschenaugen auf das kleine Plätzchen unter der Brücke niederschaut. Es ist etwas Gutes, etwas Erwärmendes und Erfreuendes.

Drunten also hat sich eine Entenmutter mit ihren acht Jungen niedergelassen. Graue, unscheinbare Tierchen, die Kleinen tummeln sich possierlich um die Mutter. Eine zärtliche und munter dem Nützlichen ergebene Familie. Das ist alles.

Am vierten Tage aber sind es nur noch sechs Junge. Die anderen sind wohl den Ratten zum Opfer gefallen. Und die Menschen oben bangen jetzt darum, was aus den übrigen Kleinen wird. Ob die Mutter sie durchbringen wird?

Einer sagte — und damit hatte er die Lacher auf seiner Seite —: Die feiern da unten wohl auch Muttertag! Das Lachen der anderen aber war nichts anderes als das Zeichen eines geheimen Einverständnisses unter ihnen allen. Denn die Frage ist ihnen bekannt und macht den meisten von ihnen alle Tage zu schaffen: Wird die Mutter sie alle durchbringen? Die Menschenmutter ihre Menschenkinder, an deren Weg die Sorgen und Gefahren dieser Zeit lauern — nicht anders als die bösen Ratten auf die kleinen Entenkinder.

Dr. K. J.

Bunte Chronik



* **Wassertemperatur und Fischreichtum.** Eine merkwürdige Wechselwirkung besteht nach den neuesten Untersuchungen zwischen der Temperatur des Meeres und dem Reichtum an Fischen. Die bei den Fischbänken der Lofoten in den letzten fünf Jahren systematisch durchgeführten Temperaturmessungen und die genaue Prüfung der dort während dieser Zeit erzielten Fischereiergebnisse haben gezeigt, daß mit der Stärke des Golfstromes die Meereswärme steigt und anscheinend die Fische in kühlere Meeresgegenden zurücktreibt. Eine geringere Kraft des Golfstromes und damit eine kühlere Meerestemperatur gewährleistet eine größere und bessere Fischernte als die entgegengesetzten Verhältnisse. Die Untersuchungen über die Ursachen dieses eigentümlichen Verfahrens haben gezeigt, daß bei dem stärkeren Golfstrom die Fische nicht nur in der Zahl geringer, sondern auch nicht so gut ausgewachsen sind. Sie sind schlechter genährt und ihr Fortpflanzungsorgan weniger entwickelt. Anscheinend ernähren sich die Fische am besten von den Nahrungsstoffen, die durch die russisch-sibirischen Flüsse dem Polarmeer zugeführt und dann durch die Meeresströmungen zu den Fischbänken getrieben werden. Bei großer Stärke des entgegenströmenden Golfstromes können nun diese nahrungshaltigen Gewässer nicht bis zu den Fischgründen vordringen, und die Fische entbehren die ihnen zusagende, nötige Nahrung. Ist die Strömung des Golfstromes dagegen schwächer, so dringen die Wasser aus dem Polarmeer weiter vor, die Temperatur des Wassers sinkt dadurch, aber die Fische empfangen ihre gewohnte, reichliche Nahrung. Wassertemperatur und Fischreichtum stehen also nur in einem mittelbaren Zusammenhange.

* **Ein pflichtgetreuer Wachtposten.** Eine amüsante Anekdote aus dem Leben Washingtons hat soeben ein amerikanischer Historiker veröffentlicht. Der Befreier Amerikas hatte erfahren, daß die Posten im amerikanischen Kriegslager nicht verläßlich seien. Er wollte sich selbst davon überzeugen und unternahm zu nächtlicher Stunde einen Rundgang. Das Losungswort lautete „Cambridge". Ein schwarzer Wachtposten ruft den General an: „Wer da?" „Guter Freund." „Gib die Losung." „Rasburgh." „Nein", kommt die Antwort. „Medford", ruft Washington nun, um den Posten auf die Probe zu stellen. „Nein." „Charlestone." Nun verlor der brave Neger die Geduld. „Hören Sie, Mr. Washington", ruft der getreue Wachtposten voller Empörung, „ich will Ihnen etwas sagen: hier kann niemand passieren, ehe er nicht „Cambridge" gesagt hat."

* **Weibliche Toreros.** Während eines Stierkampfes in Alicante in Spanien traten zum ersten Male zwei weibliche Toreros auf, Manolita Tulla und Maria Allegra. Die beiden Senoritas waren in die traditionelle Tracht der Toreadoren gekleidete und erbrachten den Beweis, daß auch Frauen sich für diesen gefährlichen Beruf eignen. Sie brachten fünf Stiere zur Strecke. Das Publikum bereitete den tapferen Stierkämpfern begeisterte Ovationen. Die spanischen Blätter berichten ausführlich über den Erfolg der weiblichen Toreros und begrüßen die Gleichberechtigung der Frauen auch auf dem Gebiet des Stierkampfes. Ein großes Madrider Blatt äußerte sich dazu wie folgt: „Vor einigen Tagen gelang es einer Frau, im Flugzeug den Atlantik zu überqueren. Wir sehen keinen Grund, den Frauen, die sich den Weg durch den Äther zu erkämpfen verstanden, den Zutritt zur Arena zu verwehren."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg

hören, daß Sie verschwunden seien und zu sehen," fügte sie mit Schauder hinzu, „wie die nächste Flut Ihren Leichnam in die Bucht heranschwemmt. Sie würden nichts dergleichen tun, nicht wahr?"

„Es fällt mir gar nicht ein", antwortete er heiter. „Überdies bin ich bis jetzt noch kein ganz armer Teufel."

„Aber Sie haben doch den Prozeß verloren, nicht wahr?" fragte sie schnell. „Sie nehmen es im Dorf an, und ich hörte Mr. Sarsby sagen, daß seine Nichte jetzt eine Million Pfund bekommt."

„Bis gestern abend jedenfalls", antwortete Deane, „war noch nichts entschieden. Der Gerichtshof behielt sich die Entscheidung vor."

„Warum sind Sie dann hergekommen?" fragte sie erstaunt.

Er zog sie näher an sich und blickte ihr in die Augen. „Ich denke, meine Liebe," sagte er, „daß es die Vorsehung war, die mich hergeschickt hat."

*

Sie gingen an der Küste entlang. Für sie schien die Sonne noch, und der Gesang der Lerche war ihnen nur das Echo einer noch viel herrlicheren Musik. Dann, als sie sich umwandten, sahen sie einen Jungen den Weg auf einem Fahrrade herbeieilen, einen Jungen mit einer Ledertasche umgehängt und roten Radreifen. Er drückte ihren Arm.

„Mut, Liebste", sagte er. „Das ist der Bote, der uns die Nachricht über unser Schicksal bringt. In wenigen Augenblicken wirst du wissen, ob du die Frau eines Millionärs oder Arbeiters wirst."

„Wenn du mir nur glauben würdest", murmelte sie, „wie wenig mir das ausmacht!"

„Ich glaube es dir", sagte er. „Ich kam aus einem bestimmten Grunde her, um dem Ärgernis auszuweichen, die Nachricht in Gegenwart anderer zu erfahren. Jetzt, wo sie da ist, liegt mir nichts mehr daran. Es gibt wichtigere Dinge auf der Welt, als das Little-Anne-Goldbergwerk."

Er nahm dem Jungen das Telegramm ab und machte es mit ruhiger Hand auf. Er las es, ohne mit der Stimme zu beben, laut vor:

„Anwälte traten in des Richters Beratungszimmer heute zusammen. Haben sich mit den Klägern mit zwanzigtausend Pfund ausgeglichen." Deane warf dem Jungen eine Münze zu, der wieder sein Rad bestieg und wegfuhr. Dann, sich an Winifred wendend, sagte er: „Siehst du, du hast mir Glück gebracht."

„Ich hoffe nur", antwortete sie, während sie zum Turm zurückgingen, „daß ich dir Glückseligkeit bringen werde!"

*

Ein paar Monate später begegnete Deane Mrs. Hefferom und war von ihrem veränderten Aussehen betroffen. Sie fanden sich plötzlich an einer Straßenecke einander gegenüber und blieben beide unwillkürlich stehen.

„Ich hoffe", sagte Deane höflich, „daß Sie mein Geld gut verwenden."

„Und ich hoffe", sagte sie lächelnd, „daß Sie mit dem meinen Ihr Vermögen noch vermehren."

„Es geht mir recht gut, danke", gab Deane zu. „Aber Sie wissen, daß ich jetzt eine Frau zu erhalten habe."

„Und ich einen Mann", antwortete sie. „Ich bemühe mich, Stephen Hefferom umzuformen."

„Ich hoffe, es gelingt Ihnen?"

„Im allgemeinen ja", erklärte sie lächelnd. „Wir wohnen in Streatham, und er geht täglich in die City. Er hat einen Anteil an einem Geschäft gekauft. Wir sind vorläufig noch keine Millionäre, aber es kann noch werden."

„Jedenfalls", bemerkte er scherzhaft, „nach Ihrem Äußeren zu urteilen, scheint es Ihnen besser als in Rakney zu gefallen."

„Bitte, erwähnen Sie weder den Ort noch irgend jemanden aus demselben", sagte sie mit Schaudern. „Gott sei Dank werde ich dorthin nie mehr zurückkehren müssen! Es geht Stephen wirklich sehr gut, und die Hälfte des Geldes ist auf mich geschrieben. Sie können sich nicht vorstellen", fuhr sie fort, „wie Häuslichkeit ihm gut tut. Er hat fast keine Fehler mehr!"

„Auch für mich ist es ein großer Unterschied", erwiderte Deane. „Sehen Sie nicht, wie unterdrückt ich aussehe?"

„Ich habe Sie nie so gut aussehend gesehen", antwortete sie aufrichtig.

„Jetzt muß ich aber eilen. Ich hole meinen Mann ab, und wir gehen frühstücken."

„Und ich hole meine Frau aus demselben Grunde ab", antwortete Deane lächelnd. „Viel Glück Ihnen und Ihrem Manne!"

Sie trennten sich in der Menge, verschwanden im Menschenstrom. Mit einem Lächeln auf den Lippen ging Deane zu seiner Verabredung.

— Ende. —

Der Besuch.

Skizze von Leo Hillmayer.

„Mein lieber Mann, es geht nicht!" sagte Elsa mit Bestimmtheit. „Unmöglich kann ich Meyers unser einfaches Tafelgeschirr vorsetzen. Wir müssen unbedingt einen guten Eindruck machen."

„Das Geschirr mit dem roten Muster, das Tante Berta uns zur Hochzeit schenkte, ist doch ganz nett", erinnerte ich meine Frau vorsichtig. „Wir haben eben kein anderes. Und übrigens, wenn du kochst, vergessen auch Meyers, wie Teller und Schüsseln aussehen!"

Zur richtigen Zeit ein Hinweis auf die Kochkunst der Gattin ist Öl auf die Wogen des Ehekampfes und wirkt Wunder.

„Bei deinem Gehalt haben wir uns leider noch kein schöneres kaufen können", erwiderte Elsa mit Betonung. „Wir müssen uns unbedingt ein paar Sachen von Bekannten ausleihen."

„Immer mein Gehalt!" entgegnete ich entschieden. „Ich weiß selbst, daß ich nicht zu den Großverdienern gehöre, aber in heutiger Zeit, wo sogar die Sessel von Bankdirektoren wanken und Millionen ohne Verdienst sind, darf man dreihundert Emmchen im Monat nicht verachten. Übrigens will mir scheinen, man sollte Besuchern nicht Sand in die Augen streuen. Ein gutes Essen, ein paar Stunden angeregte Unterhaltung, und fertig ist die Sache!"

„Ja, fertig, endgültig fertig würden Meyers mit uns sein, wenn es nach dir ginge", antwortete meine Frau ironisch. „Verstehst du denn nicht, wieviel von diesem Abend vielleicht abhängen kann? Wenn Meyer den richtigen Eindruck von uns erhält, wer weiß, ob er dir nicht weiterhilft! In seinem großen Geschäft gibt es immer solche Möglichkeiten. Und so ganz ohne Grund dürften sich Meyers kaum bei uns zu Besuch angesagt haben."

Was sich Elsa da wieder zusammenreimte! Wir hatten das Ehepaar Meyer vorigen Sommer auf einer Reise kennen gelernt und einige vergnügte Tage mit ihnen zusammen verbracht. Zu Neujahr wünschten wir uns gegenseitig alles Gute, aber weiter war die Freundschaft nicht gediehen, bis in der Frühe der Brief kam, mit dem sie ihren Besuch für den Abend anzeigten. Aber eine Frau wittert hinter den einfachsten Tatsachen geheimnisvolle Zusammenhänge und hegt den Kinderglauben an einen Märchenprinzen, der das Glück in irgend einer Form ins Haus bringen soll, bis ins Alter. Diesmal war es Meyer, auf den Elsa ihre Hoffnungen setzte, damit mußte ich mich eben abfinden.

„Vielleicht überlassen mir Müllers ihr Dienstmädchen, die Lene, für den Abend und leihen mir ihr wundervolles Tafelservice. Wenn ich dann noch ihren silbernen Aufsatz hätte . . ." philosophierte Elsa auf mich ein.

Ausgerechnet Müllers! Wo dieser Kerl immer zur unpassenden Zeit ein unrechtes Wort findet und so gar kein Taktgefühl besitzt. Ich kann den Burschen nicht leiden, aber Weisheit, aus langen Ehejahren geboren, sagte mir gebieterisch, alle Meinungsverschiedenheiten mit der Gattin jetzt zu vermeiden, und so schwieg ich. —

Selbstverständlich servierte am Abend Müllers Lene, und der Tisch erstrahlte mit dem ausgeliehenen Geschirr und Silberzeug, so daß Meyers über unseren Luxus zuerst wohl etwas erstaunt waren. Doch der Besuch fühlte sich wohl, und das war schließlich die Hauptsache.

Plötzlich läutete es draußen an der Eingangstür Sturm. Kaum hatte Lene aufgemacht, da schoß der ungeschickte Müller ins Zimmer und auf meine Frau zu. Sein Gesicht glänzte vor Liebenswürdigkeit.

„Entschuldigen Sie mein Eindringen", sagte er, „aber meine Frau merkte erst jetzt, daß sie die Dessertmesser vergessen hat. Und wenn Sie etwa Likörgläser brauchen sollten . . ."

Meine Frau erhob sich rasch, das Gesicht in flammende Röte getaucht, und drängte Müller aus dem Raum. Aber die Blamage war schon fertig, und eine Weile herrschte unbehagliches Schweigen. Sicher lachten sich Meyers heimlich ins Fäustchen über unsere entdeckte Großmannssucht. Und natürlich trug ich daran die Schuld, denn wenn man der Frau immer nachgibt, dann . . .

Aber auch das ungemütlich gewordene Mahl nahm ein Ende, und schließlich fanden wir uns im Wohnzimmer bei einer Tasse Kaffee wieder in angeregter Unterhaltung. Ich bilde mir etwas darauf ein, auch den peinlichsten Situationen ein Weilchen gewachsen zu sein und wollte gerade mit einem passenden Hinweis auf die Taktlosigkeit mancher Menschen die Scharte im Speisezimmer wieder ausmerzen, als Meyer mich unterbrach.

„Ach, nehmen Sie sich den kleinen Vorfall nicht zu Herzen!" meinte er lächelnd. „Jungverheiratete Eheleute können sich heutzutage unmöglich schon sofort vollständig einrichten. Doch es freut mich, daß Sie versuchten, Ihr Heim für unseren Besuch besonders hübsch zu machen. Und mir scheint fast, daß wir beide Ursache haben, Ihrem Freunde Müller für seine allerdings etwas unvorsichtige Bemerkung dankbar zu sein."

Das hatte gerade noch gefehlt! Diesem Menschen, diesem Müller etwa noch gar um den Hals fallen für seine Taktlosigkeit. Auf keinen Fall. Vom nächsten Tage an würde ich Müller nicht mehr grüßen, einfach überhaupt nicht mehr kennen. Aber um Himmelswillen, warum wollte Meyer dem Burschen dankbar sein? Weil er ihn über unsere bescheidenen Verhältnisse ungewollt aufklärte?

„Ich habe nämlich einen Vorschlag für Sie", fuhr Meyer fort. „Wir gliedern unserem Geschäft demnächst eine eigene Abteilung Ihres Faches an, und da hatte ich mir gedacht, Sie hätten vielleicht für deren Leitung Interesse. Vorläufig können wir für diesen Posten allerdings nur fünfhundert Mark zahlen . . . Anfänglich hatte ich tatsächlich den Eindruck, daß Sie in glänzenden Verhältnissen lebten, und ich wagte mich mit dem Angebot gar nicht heraus. Aber nachdem dieser Herr Müller . . . Na, kurz und gut, wenn das genannte Gehalt für Sie eine Verbesserung bedeuten würde . . ."



Statt dreihundert im Monat fünfhundert! Wenn das keine Verbesserung war, dann weiß ich nicht . . . Ich weiß überhaupt nichts mehr, als daß Elsa und ich, nachdem Meyers gegangen waren, unter Lachen und Weinen lange darüber stritten, ob sie mit ihrer Vorahnung, der Besuch habe einen besonderen Zweck, oder ich mit meiner Ansicht von einer Gastfreundschaft im Rahmen unserer wirklichen Verhältnisse recht gehabt habe. Wir sind uns heute noch nicht darüber einig.

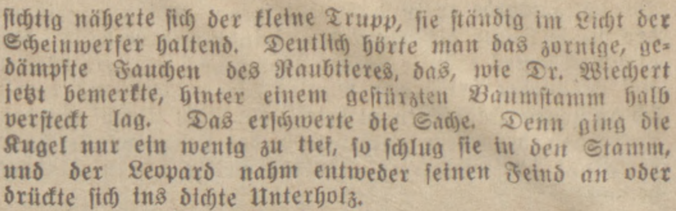
Nur eines steht fest, daß ich Müller auch heute noch freundlichst grüße.

Eine aufregende Leopardenjagd.

Nach einer wahren Begebenheit
erzählt von **Günther Erlenbeck.**

In einem prächtigen, farbenglühenden Sonnenuntergang war das Tagesgestirn hinter den Muschinga-Bergen fern im Westen versunken. Schnell brach die Dunkelheit herein, aber unverdrossen setzte die kleine Jagdgesellschaft ihren Marsch fort. War man doch nur noch wenige Kilometer vom Standlager entfernt, und die frisch geladenen elektrischen Lampen beleuchteten ausreichend den Weg selbst im Dunkel des Waldes, den man vor kurzem erreicht hatte. Voran Dr. Wiechert, ein alter Ostafrikaner, ihm zur Seite der eingeborene Führer. Den beiden folgten der schwarze Boy mit dem zweiten Gewehr, dann ein halbes Dutzend Schwarzer, welche die Tagesbeute trugen.

Schweigend ging es fürbaß. Ab und zu ein Rascheln im Dickicht. Plötzlich legt der Führer seine Hand auf den Arm seines weißen Begleiters: „Herr, ein Leopard!"



Etwa 50 Meter voraus funkelten zwei hellgrüne Lichter durch das Dunkel; unbeweglich lag die große Katze. Vorsichtig näherte sich der kleine Trupp, sie ständig im Licht der Scheinwerfer haltend. Deutlich hörte man das zornige, gedämpfte Fauchen des Raubtieres, das, wie Dr. Wiechert jetzt bemerkte, hinter einem gestürzten Baumstamm halb versteckt lag. Das erschwerte die Sache. Denn ging die Kugel nur ein wenig zu tief, so schlug sie in den Stamm, und der Leopard nahm entweder seinen Feind an oder drückte sich ins dichte Unterholz.

Dr. Wiechert entschloß sich, noch etwas näher heranzugehen. Heller funkelten die Lichter der Raubkatze, drohender wurde ihr Knurren und Fauchen, der Schweif peitschte ruckweise den Boden. Auf 25 Meter herangekommen, trug ihr der Jäger die Kugel an. Hundertfach gab das Echo den Knall des Schusses wieder, die Kugel pfiff durch die Luft, ein dumpfer Aufschlag, ein lautes Aufheulen und mit mächtigem Satz verschwand der Leopard im nahen Dickicht.

Schweiß und Schnitthaare an seiner Lagerstätte zeigten, daß die Kugel gesessen hatte. Da indessen eine sofortige Verfolgung in dem dichten Unterholz bei der herrschenden Dunkelheit wenig Aussicht auf Erfolg bot, entschloß man sich, den Weg fortzusetzen und am anderen Morgen die Nachsuche aufzunehmen. —

In aller Frühe meldete sich der Häuptling des Negerdorfes, in dem Dr. Wiechert sein Lager aufgeschlagen, mit einem Dutzend seiner Leute und ebensoviel Hunden undefinierbarer Rasse, und bereits eine halbe Stunde später befand man sich wieder an dem Platze, wo der Leopard gelegen. Dieser hatte, wie die Schweißspuren bewiesen, in einem mit besonders dichtem Gebüsch bestandenen Waldstück Zuflucht gesucht.

Während nun der schwarze Häuptling mit einigen seiner Leute und den Hunden dieses Waldstück durchdrücken sollte, umging Dr. Wiechert es raschen Schrittes, um den auf der Rückseite vermutlich zum Vorschein kommenden Leoparden in Empfang zu nehmen. Er war aber noch nicht weit gekommen, als ein lautes Bellen der Hunde ihm sagte, daß diese die Raubkatze entdeckt hatten. Er schritt eiligst mit seinem Gewehrträger auf das Gebell zu, als im Innern des Waldstückes ein höllischer Spektakel laut wurde. Wahnsinniges Geheul einiger Hunde, in das andere mit wütendem Kläffen einstimmten, aufgeregtes Schreien der schwarzen Treiber und dazu, alles andere übertönend, das drohende Brüllen des Leoparden.

Ohne der Dornen zu achten, die Haut und Kleider zerfetzten, eilte Dr. Wiechert weiter und war gleich darauf Zeuge eines entsetzlichen Schauspiels. Zunächst fiel sein Auge auf zwei der Hunde, die tot mit aufgerissenem Leibe im Gebüsch hingen. Dann flog ein Schatten durch die Luft, und der Leopard saß auf einem Neger, der, mit dem Rücken gegen einen Baum gelehnt, unter dem plötzlichen Angriff in die Knie sank. Glücklicherweise vermochte infolge der Deckung durch den Stamm der Leopard den Nacken seines Opfers nicht mit dem Maul zu erfassen, dafür gelang es dem Neger, mit einem gewaltigen Ruck seinen Gegner von sich zu schleudern. Kaum hatte dieser aber den Boden berührt, als er wie der Blitz schon zu neuem Angriff ansetzte. Verzweifelt rangen Mensch und Tier, dem Schwarzen wurden durch die Pranken des Raubtieres Haut und Kleider fortgerissen. Seine Genossen wie auch der Weiße konnten nur tatenlos zusehen, denn eine Kugel mußte unbedingt beide Kämpfer durchbohren.

Der Leopard versuchte, sein furchtbares Gebiß der Kehle des Schwarzen zu nähern, um sie zu durchbeißen, aber jener hielt krampfhaft die Arme vor die gefährdete Stelle. Dann gelang es ihm ein zweites Mal, die große Katze von sich zu schleudern, wobei deren in seinen Schädel geschlagene Pranke ihm die Kopfhaut bis übers linke Auge herunterriß. Fast noch im Fall sich umwendend, setzte dann das wütende Tier zum dritten Angriff an, dem der Schwarze wohl erlegen wäre. Inzwischen hatte aber Dr. Wiecherts Boy, der bislang starren Blicks wie hypnotisiert den Kampf beobachtet hatte, ein scharfes Handbeil aus dem Gürtel gerissen, und als der Leopard wieder den Kopf erhob, um sein Opfer zu packen, schlug der Schwarze dem Tiere mit kräftigem Hieb den Schädel ein. Leopard und Mensch sanken zu Boden, jener tot, der Neger begreiflicherweise bewußtlos.

Zähne und Klauen der Raubkatze hatten ihm grauenhafte Wunden gerissen, ein Arm war ausgekugelt, ein blutiger Lappen Haut hing dem Unglücklichen übers Gesicht.